

Planungsvakuum: Wo bleibt die Stimme der Städtebauer ?

Eberhard von Einem,

Professor für Stadt- und Regionalökonomie
Hochschule für Technik und Wirtschaft, Berlin
Eberhard.vonEinem@htw-berlin.de

Kommentar:

Gerhard Matzig:
„Götterdämmerung: Städte sind wichtig wie nie – aber ihre Planung ist marginal“

Süddeutsche Zeitung v. 1. Juli 2009

Ist es ein Zufall der Geschichte, dass die radikalen Stadtentwürfe der letzten Jahre nicht in Europa ihre Standorte fanden, sondern Shanghai und Dubai zum Gegenstand hatten ?

Europas Städtebauer sind bescheidener geworden und das mit guten Gründen, während erfolgreiche Architekten gelernt haben, mit möglichst auffälligen Entwürfen ins Rampenlicht zu treten und die leere Bühne zu besetzen. Eine seriöse Stadtdebatte ist das nicht und Gerhard Matzig fragt zu recht, ob und welche Antworten Architekten und Städtebauer zu den städtebaulichen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts geben können ? Fehlt es an konzeptueller Weitsicht ?

Die in Venedig ausgestellten Entwürfe dokumentieren in erster Linie experimentelle Pilotprojekte zur Stadt von morgen. Von „Idealstadt der Zukunft“ zu sprechen, wäre vermessen. Alternative Wohn- und Arbeitsformen zu Papier zu bringen, neue Stadtquartiere zu entwerfen, sie am Computer 3 D zu simulieren und ihre Erprobung anzuregen, wird jeder begrüßen, zumal wenn Ideen und Modellvorhaben helfen zu klären, wie Städte energie- und klimaschonender, ökologisch nachhaltiger konzipiert oder im Sinne des sozialen Ausgleichs umgestaltet werden könnten. Anders verhält es sich dagegen, wenn sich Architekten als freie Künstler dem Thema Stadt im Sinne der Stadtbaukunst nähern. Die „Idealstadt“ als künstlerische Aufgabe aufzufassen, sie am Reißbrett in toto neu zu zeichnen, mag eine Phantasie stimulierende Übung sein – Kunst kann der provokanten Erkundung des Möglichen dienen - für die Praxis sind derartige Gesamtentwürfe jedoch nur von geringer Relevanz und als Leitbild ob ihrer suggestiven Wirkung gelegentlich gefährlich.

Der Maßstab ist entscheidend: Kleinteiligkeit; d.h. der Entwurf einzelner Gebäude, Straßen und Plätze oder städtebaulicher Ensemble dürfte die angemessene Dimension sein. Hier ist der Architekt mit seinem ganzen technischen, baugeschichtlichen und ästhetischen Können gefordert. Indem sich sein Entwurf in die bestehende Stadt einfügt, bereichert er ihre vielen Gesichter um eine neue Facette. Im besten Fall gelingt eine zuvor unbekannte Dominante oder Sichtachse, auf die hin sich die Stadt neu ausrichtet. Dass dies nur im bescheiden gewählten Rahmen des parzellenscharfen Entwerfens geschehen sollte, darf nicht als Nachteil gesehen werden; der grand design wird nicht selten als anmaßend empfunden, weil der Betrachter dazu neigt, dem alles andere in den Schatten stellenden Gesamtgestaltungsanspruch zu misstrauen.

Die Städteplaner stehen in der Kette der historischen Stadtumbauten, mit denen sich Schicht um Schicht ablagert. Seit A. Mitscherlich in Symposien und an den Hochschulen, vor allem aber über die Internationalen Bauausstellungen, haben sie gelernt, dass künstlerisch radikale Gesamtstadtvisionen nicht 1 zu 1 übersetzbar sind. Sie sind ungenau, leben von der Abstraktion und von der Ausklammerung der „Sachzwänge“. Erst beim Herunterzoomen greifen die realen Praxisprobleme. Stadtentwürfe, die auf dem Papier als Idee überzeugen, vielleicht sogar genial erscheinen, offenbaren oft erst – in die Maßstäblichkeit der Realität übersetzt – ihre Schwächen. Wollte man sie bauen,

ergäben sich unliebsame bis unakzeptable Kompromisse, vielleicht sogar bauliche Grausamkeit gegenüber dem städtebaulichen Bestand vorher. Am Ende könnte – um W.J. Siedler zu zitieren - die gemordete Stadt zu beklagen sein.

Hätte LeCorbusier die Möglichkeit gehabt, seinen Plan Voisin wirklich zu bauen, also mehrere Pariser Arrondissements abreißen zu lassen, um sie durch Punkthochhäuser auf Kreuzgrundrissen zu ersetzen und diese mit breiten Verkehrsbändern zu verbinden, nicht auszumalen, was dies für Familien, für Kinder oder für allein lebende alte Menschen bedeutet hätte. Zunächst hätten sie aus ihren angestammten Altstadtquartieren weichen müssen, um dann ersatzweise in genormter Architektur ein neues zu Hause zu finden. Banlieues in der Pariser Innenstadt, eine ins Skurrile, überzeichnete Vorstellung ?..... nicht unbedingt; denn in Warschau, Moskau, Bukarest und anderswo haben LeCorbusiers Ideenskizzen als Leitbild prägende Visionen durchaus Pate gestanden. Auch in Berlin gibt es epigonale Kopien, nicht nur im ehemaligen Ostteil, sondern auch im Märkischen Viertel und in Gropius Stadt, einem Stadtteil, zu dessen Imageaufwertung ein anderer der großen Architekten seinen Namen hergab.

Es ist ein verführerischer Glaube, darauf zu hoffen, es bedürfe eines planerischen Megagenius, der mit kühnem Gestus den unentwirrbaren städtischen Knoten durchschlägt. Warten auf einen neuen Schinkel ? ...oder ersatzweise auf den virtuellen Superelastico, der seine Allmachtsphantasie ungebremst umsetzt, der Häuser, Straßen, Fabriken, Menschen einfach entwurzeln, durchkneten und neu arrangieren kann und dem es gelingt, mit großem Wurf seine „Idealstadt“ zu entwerfen, alle Fesseln sprengend, die seiner Phantasie Restriktionen auferlegen ? Dies zu wünschen, ist ein Wahn, ein rückwärtsgewandter Albtraum, weil er nicht auf Bürgersinn, sondern auf Autorität und auf dessen gestalterische Allmacht setzt, die – keiner demokratischen Willensbildung unterworfen – vorgaukelt, es sei möglich, über Menschen, Geld und Boden zu verfügen, sie nach eigenen Vorstellungen – in bester Absicht zwar – zu formen, zugleich aber allen Nachfolgenden den Gestaltungsfreiraum zu nehmen und ihnen zuzumuten, in der Tyrannis vorgedachter städtischer Idealräume zu leben.

Der Verzicht auf den großen Wurf ist ein notwendiger Abschied; er ist nicht gleichbedeutend damit, die Stadtplanung insgesamt aufzugeben und das Heil im Gegenteil, im planungslosen Chaos, zu suchen. Städte entwickeln sich, sie wachsen oder schrumpfen, prosperieren oder stagnieren, gewinnen oder verlieren im globalen Wettbewerb und sie tun dies – zumindest in Europa - seit Jahrhunderten in Bahnen, die durch Bauordnungen und Planungsrecht vorgezeichnet sind, ansonsten aber weitgehend selbstgesteuert ablaufen. Sie schlagen sich als Residuum tausendfacher, individueller Einzelentscheidungen nieder. Ihr städtebauliches Ergebnis ist – solange die Rahmensteuerung funktioniert - nicht das ungeplante Chaos, sondern die inkrementelle Einfügung in, Ergänzung von oder Korrektur der bestehenden Stadt, ist Nutzungsmischung, ist plurale kleinteilige Lebendigkeit und wird als einander duldendes Nebeneinander verschiedener architektonischer Stile erlebt. (Dass es in den Megastädten Asiens, Südamerikas und Afrikas an eben dieser Voraussetzung fehlt, erklärt, warum ihre infrastrukturellen Defizite einerseits und der Kontrast von arm und reich andererseits diese aus dem Ruder laufen lassen).

Ist der Städtebauer gerüstet, die Entwicklung von Städten und Regionen in diesem Sinne schrittweise und rational zu planen ? Die Fülle an Daten und Informationen ist überwältigend, aber das Wissen um kausale Zusammenhänge ist rar. Nach welchen inneren Gesetzen Städte als komplexe Organismen wirklich funktionieren, das können Stadtplaner zwar aus ihren Erfahrungen heraus in gewissem Umfang beurteilen. Genaues vollständiges, theoretisches und empirisches Wissen im wissenschaftlichen Sinne haben aber weder sie, noch Ökonomen, Soziologen, Politiker, Ingenieure und Ökologen. Insbesondere fehlt es an Wissen hinsichtlich des Ineinandergreifens komplexer Wirkungsketten. Stadtplaner sind den Ärzten des 19. Jahrhunderts vergleichbar, denen damals noch die medizinischen Diagnosetechniken des 20. Jahrhunderts fehlten und die deshalb in erster Linie auf ihr Erfahrungswissen angewiesen waren, um ihren Patienten - diese erwarteten verständlicherweise unmittelbare Hilfe und konnten nicht auf künftige Forschungsergebnisse getröstet werden – eine angemessene Therapie zu verschreiben. Ganz ähnlich steht der Stadtplaner vor der Aufgabe, seinem Patienten, seiner Stadt helfen zu müssen, Planungsvorschläge zu unterbreiten und sie ggf. aktiv zu sanieren, ohne über eine angemessene wissenschaftlich untermauerte Diagnose des Krankheitsbildes zu verfügen und ohne gesicherte Kenntnisse zu den unmittelbaren Wirkungen wie den nicht intendierten Folge- und Nebenwirkungen seiner Therapie.

Bekanntlich sind die komplizierten physischen und psychischen Wechselbeziehungen des menschlichen Körpers trotz Jahrzehnte langer medizinischer Forschung nicht vollständig ausgeleuchtet. Die Medizin kann selbst mit modernsten medizinischen Geräten nicht alle Krankheiten

erkennen; Städte und Regionen sind ähnlich komplex und bilden hinsichtlich ihrer inneren Wirkungsmechanik ein noch ungenügend erforschtes Terrain. Das Verstummen der Stimme der Stadtplanung rührt auch von ihrem Unvermögen, die vielschichtigen kausalen Verflechtungen zu entschlüsseln, die für das Werden und Vergehen von Städten und Regionen verantwortlich zeichnen: Wie Demographie und Ökonomie, wie die soziale Dynamik und die Ökologie, wie Recht, Technik und Politik ineinandergreifen, von derartig komplexen städtebaulichen Zusammenhängen verstehen Stadtplaner in der Regel wenig; sie brauchen die Nachbardisziplinen, die ihnen helfen, die Bruchstücke ihres Wissens im Sinne multidisziplinär verknüpfter Ursache-Wirkungsanalysen zusammenzuführen. Ohne interdisziplinäre Forschung werden Stadtplaner noch auf Jahrzehnte unter Unsicherheit planen und entscheiden müssen. Das macht sie vorsichtig.

Hinzu kommt die Erkenntnis der Policy-Forschung, dass der Planung und damit der Steuerungsreichweite der von ihnen beratenen Politik de facto Grenzen gesetzt sind. Noch um 1970 war der Glaube kaum zu erschüttern, mit Planung die städtische Umwelt aktiv gestalten zu können. Bund, Länder und Kommunen bauten ihre Staatskanzleien, Planungsabteilungen und Sanierungsstellen, sammelten Daten, schrieben Ideenwettbewerbe aus und legten umfassende Entwicklungskonzepte, Förderprogramme oder Maßnahmenkataloge vor. Erst Nachfolgeuntersuchungen - z.B. F.W. Scharpf und R. Mayntz - entzogen der Planungseuphorie den Boden, als sich herausstellte, dass die Ziele gut gemeinter Planungen in der Umsetzung nicht selten verfehlt werden: Zum einen neigen Entscheidungsträger dazu, Komplexität durch Ausklammerung zu reduzieren, Planung als Verschiebebahnhof. Zum anderen sorgen Interessenvertreter mit ihren Eingaben dafür, dass sorgfältig abgewogene Planungskonzepte schon im Vorfeld verwässert oder in der Umsetzung, d.h. nach Beschlussfassung, umgedeutet, als Steinbruch genutzt, ausgehebelt oder durchlöchert werden. Zum dritten nimmt die Zahl der gerichtlichen Einsprüche zu.

Vollends kippte das auf öffentliche Mittel angewiesene Modell städtebaulicher Planung, seitdem knappe Kassen die Tagespolitik dominieren. In Berlin z.B. lässt sich dieser Kippunkt mit den Skandal der Berliner Bankgesellschaft datieren: April 2001. Er ließ Berlins Handlungsmöglichkeiten schlagartig zusammenschrumpfen; die öffentlichen Strategiedebatten, die nach dem Fall der Mauer u.a. in mehr als 60 Veranstaltungen des Stadtforums ihre Arena gefunden hatten, versandeten, weil die alle anderen Themen überlagernde Finanzkrise städtebauliche Großvorhaben plötzlich in das Zwielicht der Nicht-Finanzierbarkeit tauchte und sie damit in das Reich der als unrealistisch belächelten Träume verschob (z.B. die kritische Stadtrekonstruktion des Planwerks Innenstadt). Geplant wird zwar noch, z.B. wo der Bund einspringt, etwa auf der Museumsinsel und um das Humboldtforum. Die übrige städtebauliche Debatte verliert jedoch an Bodenhaftung, während die Finanzkrise wie mit einem Kissen das Nachdenken über den Tellerrand im Ansatz erstickt.

Und dennoch bewegt sich die Stadt. In ihrer Not bietet sich der Stadtplanung ein neuer Partner an: mehr und mehr treten private Investoren als Retter in der Not auf den Plan; im Rahmen sog. Private Public Partnerschaften versprechen sie Kostenübernahme und Entlastung, z.B. bei aufwendigen kommunalen Planungen, infrastrukturellen Vorhaben oder in der Wohnungsversorgung gegen großzügige Auslegung des Planungsrechts und der Bauordnung. In der Planungsrealität dominieren nun kurzatmige Reaktionsplanungen, teilweise auch auffällige Planungsabstinenz. In die Mitte rückt der Kapitalgeber, der im Doppel mit seinem Stararchitekten marketingbewußt das Vakuum füllt... ein neuer Hype, der ob seiner suggestiven Wirkung die Augen von Bürgermeistern und Landespolitikern glänzen, die alte Bindung der Stadtplanung an das Gemeinwohlgebot dagegen verblassen lässt. Auch in Zeiten der Dürre verändern sich die Städte, zwar weniger infolge weitsichtiger Stadtplanung, sondern eher selbstgesteuert und immobilienwirtschaftlich getrieben.

Auf die akut gefährdete Planungskultur aufmerksam zu machen, darauf den Finger zu legen, dass Stadtplanung auf einem öffentlichen Auftrag beruht, an die Prinzipien vorausschauender Planung zu erinnern, dazu hörte man gern die Stimme von Stadtplanern, die sich ihrer Verantwortung für das Gemeinwesen bewusst sind.